Wege in die Zukunft - was trägt uns?

Oliver Schultz –
Vortragsmanuskript für das Symposium für ehrenamtlich Engagierte in Hospiz und Palliative Care

28.3.2019 9:00 - 17:30
Kongresshaus Innsbruck, Rennweg 3

Sehr geehrte Damen und Herren,

Was trägt uns?

Bevor ich versuchen will, eine Antwort auf diese Frage zu geben, will Ich mich einen Moment der Fragestellung selbst zuwenden. Denn während hier nach dem *Was* gefragt wird, das uns trägt, wird zugleich gesagt, dass es eines gibt, das uns trägt. Nicht *ob* uns etwas trägt, sondern *was* uns trägt, wird erfragt. Eine Variation der Frage wäre durchaus denkbar: „Trägt uns etwas?“ Es ist eine beunruhigende Variation, denn *diese* geht nicht mehr davon aus, *dass* uns etwas trägt. *Diese* Frage ließe sich auch mit einem „Nein“ beantwortet: „Nein. Uns trägt nichts.“

Eine erschreckende Vorstellung.

Und doch. Wenn wir die täglichen Nachrichten hören, in denen sich der Zustand unserer Welt darstellt, dann schleicht sich manchmal das beunruhigende Gefühl ein, dass diese Frage – trägt uns etwas - mit einem immer deutlicheren Nein beantwortet wird. Nein. Wir sind unerträglich.

Da sind seit Jahren Millionen Menschen auf der Flucht aus Krisengebieten, in denen sie kein friedliches Leben mehr führen können. Sie sind auf der Suche nach einem neuen Grund und Boden, der ihre Zukunft und die ihrer Kinder tragen könnte. Viele von ihnen hoffen solchen Grund in den europäischen Industriestaaten zu finden. Sehr sehr viele erreichen ihr Ziel nicht. Das Mittelmeer, einst Sehnsuchtsort sonniger sorgloser Urlaube, ist zur anonymen Grabstätte Tausender geworden. Und diejenigen, die ihr Ziel erreichen, begegnen einer zunehmenden politischen Stimmung der Eingrenzung und Abschottung, die jederzeit in offene Feindseligkeit umzuschlagen droht.

Da ist das globale Auseinanderdriften von Arm und Reich. Unser Wohlstand erweist sich immer wieder als getragen von der Ausbeutung der Ärmeren. Unsere Kinder tragen die neueste Mode, die wir ihnen zu günstigsten Preisen erwerben können, weil sie von gleichaltrigen Jugendlichen in anderen Ländern unter unerträglichen Bedingungen hergestellt werden.

Da ist der demographischen Wandel, der unsere westlichen Gesellschaften vor die Frage nach dem zukünftigen Zusammenhalt von Jung und Alt stellt. Wer soll die Renten der Babyboomer, also die geburtenstarken Jahrgänge der 60er Jahre finanzieren? Ich bin einer von diesen Vielen. Wer wird uns Viele dereinst tragen? Dabei ist der Pflegenotstand schon jetzt zur Dauerkrise geworden. Pflegende und Angehörige begegnen ihm zunehmend mit einem Gefühl der völligen Ohnmacht. Während uns der medizinische und pflegerische Fortschritt ein immer höheres Alter ermöglicht, verbreitet die Möglichkeit einer eigenen Pflegebedürftigkeit oder Demenz bei vielen Angst und Schrecken. Die Debatte um eine Ausweitung der Sterbehilfe erhält immer neue Nahrung.

Das sind nur ein paar Beispiele einer Krise nach innen und außen. Der Eindruck einer trag- und zukunftsfähigen Welt will sich da nicht wirklich einstellen. *Dass* uns etwas trägt scheint ganz und gar nicht ausgemacht.

Vor Kurzem habe ich ein Symposium in Graz besucht. Es ging um die „Horizonte der Sorge“. Reimer Gronemeyer hielt die Eröffnungsrede. Er hat die Misere unserer Zeit auf schmerzlich provokante Weise zusammengefasst.
Er fragte: „Was hält unsere Gesellschaften zusammen?“
Seine Antwort: „Geld - Konsum - Konkurrenz.“
Und was, so fragte er, treibt unsere Gesellschaften auseinander?
Seine Antwort: „Geld - Konsum - Konkurrenz.“

Der Verfall scheint ausweglos. Das, was uns bislang und bis hierher getragen hat, erweist sich zugleich als der Grund dafür, dass wir nicht wirklich getragen sind. Dass es so im Großen und Ganzen nicht weitergehen wird.

Wer oder was aber könnte stark genug sein uns zu tragen?

Ich möchte mich nach diesen trüben Aussichten auf das Große und Ganze nun einen Moment lang dem Kleinen und dem Einzelnen zuwenden. Ich möchte über zwischenmenschliche Begegnung nachdenken. Denn ich muss gestehen: hier, in meiner täglichen Arbeit mit Menschen mit Demenz, mache ich ganz andere Erfahrungen. Seit 18 Jahren arbeite ich künstlerisch mit Menschen, die zu den Schwächsten unserer Gesellschaft gehören. Und tatsächlich stelle ich immer wieder erstaunt fest: Die Begegnung mit Menschen mit Demenz hört nicht auf mich zu begeistern, mich zu beglücken und zu inspirieren. Da gibt es Etwas, das trägt.

Aber was?

Es muss wohl etwas ganz anderes sein als jene Antriebskräfte, die für das Große und Ganze gelten:  Konsum, Geld und Konkurrenz. Und wirklich: Keines der üblichen Statussymbole - Mehr zu besitzen als andere, mehr Macht zu haben als andere, mehr zu können oder darzustellen als andere - spielt in meinen Begegnungen mit Menschen mit Demenz eine Rolle.

Das mag man sich damit erklären, dass Menschen mit Demenz vergessen haben, worum es sich im Leben eigentlich dreht. Dass sie die Realität auf krankhafte Weise verkennen. Solche Erklärungen jedoch tilgen schon im Ansatz jede Vorstellung, das Leben mit Demenz könnte anderes sein als eine krankheitsbedingte und schwer erträgliche Belastung.
Aber genau das will ich versuchen: anders darüber zu denken.
Lassen Sie uns über die Möglichkeit nachdenken, dass der attestierte Verlust an Realitätssinn nicht *nur* ein Verlust sein muss. Sollte dieser, wie Reimer Gronemeyer sagte, vor allem von Besitz, Macht und Konkurrenz gespeist sein, dann könnte sein Verlust auch eine Befreiung darstellen. Vielleicht öffnet sich dadurch eine Lücke für andere Kräfte.

Lassen Sie mich, um Ihnen einen kleinen Eindruck von dem zu geben, was ich damit meine, in aller Kürze von einer Malerin erzählen.

Wenn ich Frau T zur Teilnahme an unserer Kunstgruppe einlud, fragte ich sie immer nach ihrem Befinden. Dann antwortete sie mir, in den immer gleichen Worten: „Gut! Gut! So lang ma obbe un unne noch dicht is! Des is die Hauptsach!“

Frau T’s Realitätssinn war brüchig. Ihr Kurzzeitgedächtnis war beeinträchtigt. Sie war - *realistisch* betrachtet - all das nicht, was sie für sich immer wieder beanspruchte: „*oben und unten noch ganz dicht.*“ Ein realistisches Denken kam vielmehr zu dem unzweifelhaften Urteil: ‚Fr. T war ein klarer ‚Fall von Demenz’ – und zwar nicht nur, weil sie typische Merkmale der Demenz verkörperte, sondern gerade auch deswegen, weil sie sich selbst und ihre Situation nicht realistisch beurteilte. Dass sie sich selbst als ganz in Ordnung - gut, gut – erlebte – das war der deutlichste Hinweis, dass da eben etwas gar nicht in Ordnung war.

Frau T bekümmerte das nicht. Betrachten wir einige ihrer Bilder:

Eines Tages malte sie das folgende, zauberhafte, so nie zuvor gesehene Wesen:
Die Malerin selbst war angesichts dessen, was sich da in ihrem Bild zeigte, so erstaunt, daß sie ausrief: ‚Ich weiß gar nett, was es bedeute soll!’ – Und fing sogleich an das Lied von der Loreley zu singen... *Ich weiß nicht was soll es bedeuten.*
Und nun war klar, auf welchen Namen dieses Wesen getauft werden musste:

Loreley natürlich! Im Angesicht dieser Loreley erleidet unser gewohntes Denken Schiffbruch. Beim Anblick dieser Erscheinung gehen alte Vorstellungen über Bord und lösen sich auf. Das Bild verführt uns mit neuen Augen zu sehen.
Nicht selten wird einem im Laufe des schöpferischen Prozesses das eigene Bild zum Rätsel. Die Absichten schlagen fehl, gehen in die Irre, oder es findet sich etwas ganz Anderes.... Das Unerwartete:
Ein langohriges Wesen mit Knöpfen –
und noch eins –
und noch eins.
All das löst eine Assoziation aus, die, ganz nebenbei, klar stellt: Das kann keine Kinderzeichnung sein! Auf diesen Titel kommt nur ein älterer Mensch:

Die drei von der Tankstelle!

Nachdem Frau T viele Jahre mit Elan und Witz gemalt hatte, wurde sie schwer krank. Sie musste sie für längere Zeit ins Krankenhaus. Wir freuten uns sehr, als sie wieder zurück ins Seniorenheim kam und wir sie wieder bei uns haben durften. Gerade hatte sie ihren neunzigsten Geburtstag gefeiert. Also brachten wir ihr in unserer Malgruppe ein Ständchen und wünschten ihr alles Gute. Sie saß nunmehr im Rollstuhl; ihr Sprechen war immer undeutlicher geworden. Mühsam bedankte sie sich für unsere Glückwünsche und meinte, in ihrem rheinhessischen Dialekt:
„Ja. Hoffe mers. Was kommt kommt. Müsse mer durch. Durchschluppe!“

Und dabei lachte sie so, dass sich ihr Gebiss lockerte und aus dem Mund fiel. Aber auch darüber lachte sie wieder und meinte:
„Wird alles kleener! So dabbisch! Je älter ma wird, je dappischer werd ma. Aber hurra wir lebe noch, ge! Es geht sowieso immer weiter. Ob ma lacht oder flennt, ge? Lachen is so gesund, ge? Besser wie flenne! Ja. Je mehr wir lache, um so wenicher müsse mer uffs Klo! “

An diesem Tag hatte ich Bilder von Adam und Eva mitgebracht. Frau T meinte:
„Eva verführt de Adam, ge? Mit dem Appel. Ja. Tät ich jetz emal nei beiße! En Appel kann man ja immer esse!“ gab aber sogleich zu bedenken: „So lang ma noch beiße kann! Ja! So lang ma beiße kann, ge? Wenn net, müsse mern lutsche!“

Frau T  hatte eine eigene Zeichnung nach dem Bild vom Paradies angefertigt. Als ich sie darauf ansprach antwortete sie: „Bitte? Was ich gemacht hab? Weiss ich selbst net. Irgendwas is schon gebe.“ Und nach kurzer Überlegung rief sie: „Der lachende Adam!“

Wenige Tage später ist Frau T verstorben. Ihre letzte Zeichnung zeigt den ersten Menschen. Und sie zeigt ihn Lachend.

Ihr Humor ist allen, die sie kannten, unvergesslich. Er war Ausdruck einer Leichtigkeit, die sich auch die Beschwernisse des Alterns anzuverwandeln wusste. Sorglos hätte sie die Frage nach dem, was uns trägt, mit einem Lachen übergangen.

Frau T war in meinen Augen eine Lebenskünstlerin. Ihr Realitätssinn war wenn man so will demenziell bedingt brüchig geworden. Aber die Aufgabe, mit Demenz gut zu Leben, hatte sie gemeistert.

Das gelingt nicht jedem.

Für viele ist das Leben mit Demenz ein sehr Schweres. Viele wandern Tag und Nacht, auf den Fluren in den Heimen aber auch in ihrem eigenen Zuhause, umher, sind wie getrieben von einer rastlosen und endlosen Suche nach einer guten Bleibe. Sie scheinen in einem dauerhaften Elend. ‚E-lend' – dieses eigentlich mittelalterliche Wort meint ursprünglich „außer Landes sein müssen", „heimatlos". Menschen mit Demenz erscheinen manchmal wie Vertriebene, die nicht mehr heim finden.

Um so erstaunlicher ist es, dass ich immer wieder erlebe, wie eine schlichte Begegnung einen Ausweg aus dieser Unruhe bietet. Einfach Guten Tag zu sagen. Stehen zu bleiben. Jemandem in die Augen sehen. Einfach jemandes Hand halten, der oder die in irgendeiner Verzweiflung gefangen ist. Das ist eine ganz schlichte, beinahe reflexartige, und naive Antwort, die keine Lösung parat hat für die Nöte des Lebens. Eine einfältige Geste. Aber sie macht spürbar: Du bist nicht ganz allein. Ich stehe dir ein wenig bei.
Darum geht es:
Jemand anderem im wahrsten Sinne des Wortes ***bei stehen*** – *Nicht* weitereilen. weder äußerlich noch innerlich. In der Begegnung achtsam bleiben, um diese oft ziellose und zermürbende Rastlosigkeit zu unterbrechen. Um eine Pause inmitten einer existenziellen Überlastung zu eröffnen.

Es ist die Erfahrung schlichter Mitmenschlichkeit: Jemand steht mir bei. Ich bin nicht allein.

Aber nicht nur ich stehe jemandem bei, auch der oder die andere stehen mir bei. Diese Begegnungen und die damit verbundenen Erfahrungen sind wechselseitig. Sie sind keine einseitig gerichtete Be-handlung oder Ver-sorgung. Das Wesen jeder Begegnung ist ihre Zweiseitigkeit.

Dabei ist unwichtig, welchen Status er oder sie oder ich haben. Ja, es ist geradezu wesentlich für solche elementaren Begegnungen, dass sie die Geltung des bisherigen Status außer Kraft setzen. Weder bin ich der Doktor Schultz, der eine Sozialforschung betreibt, oder der Künstler, der einem das richtige Malen beibringen will. Und auch die anderen sind nicht Menschen *mit Demenz*, d.h. Menschen, denen man nur mehr unter dem Vorzeichen ihrer Diagnose begegnet.

In solch wechselseitigen Begegnungen tritt an die Stelle der Erfahrung zweier Einzelner – hier ich, dort er oder sie mit Demenz – die mitmenschliche Erfahrung eines Wir. Dieses Wir ist mehr und anders als die Summe seiner eben noch vereinzelten Teile.

Denn mit der Geltung unseres bisherigen Status wird auch die Geltung dessen außer Kraft gesetzt ist, worauf wir uns zu bewegen und wie wir uns nach außen hin zu geben gewohnt sind. Elementare Begegnungen bringen die Geltung des Gewohnten zum Einstürzen. Sie lassen uns ein Stück weit vergessen, wer wir eben noch waren. Doktor. Dement. Sie können einen darüber etwas verwirren. Sie erzeugen also nicht nur ein neues Wir-, sondern eher ein Wirr-gefühl. Elementare Begegnungen machen etwas mit uns, das uns zu anderen macht, als wir es gewohnt waren.

So wird aus einem ***Wir*** ein ***Wirr***. Aber dabei bleibt es nicht. Aus dem *Wirr* wird ein *Uns*. Das Personalpronomen ***Uns*** bringt zum Ausdruck, dass ***Wir*** aufhören die Macher und Ver-Sorger zu sein. ***Uns*** trifft die Begegnung mit dem Anderen. ***Uns*** wird etwas gegeben und geschenkt. Nämlich durch die Begegnung mit anderen, die immer auch ein Stück weit das verkörpern, was anders ist als wir. Nicht ***Wir*** haben es in der Hand, es hat ***Uns*** in der Hand.
Begegnungen dieser Art sind eine Frage des grundlegenden Anvertrauens.
Und dieses Vertrauen meint auch die Bereitschaft, die Geltung des je eigenen Status aufzugeben. Nicht daran festhalten, sondern sich in die Begegnung fallen lassen. Was man also dazu tun kann, dass solche Begegnungen gelingen, ist ein Nichtstun, ein Lassen.

Im Grunde braucht es ein Schwachwerden für den anderen.

Ich verstehe das ganz bildhaft: Wo der Status an eine Herrscherstatue erinnert, die sich aufrecht vor uns erhebt, da strauchelt uns die Schwäche gebeugt und unsicheren

Schrittes entgegen. Ohne eigenständigen Halt neigt sie sich mir bis zum drohenden Verlust ihrer letzten noch verbliebenen Selbstständigkeit entgegen. Sie ist reine Zu-Neigung. Und um ihren Sturz aufzuhalten, beuge ich mich ihr entgegen. Das heißt, sofern auch ich eine Schwäche und Zu-Neigung für den anderen aufbringe, der sich mir zu-neigt, kann es zu einer elementaren Begegnung kommen.

Heinrich von Kleist war vor über 200 Jahren auf existenzielle Weise mit der Frage konfrontiert, was uns trägt. Und in seiner größten Verzweiflung hat er eine frappierende Antwort darauf gefunden.

Am 16.11.1800 schreibt er an seine Verlobte folgenden Brief:

> „Ich ging an jenem Abend vor dem wichtigsten Tage meines Lebens in Würzburg spazieren. Als die Sonne herabsank, war es mir, als ob mein Glück unterginge. Mich schauerte, wenn ich dachte, daß ich vielleicht von *allem* scheiden müßte, von allem, was mir teuer ist.
> Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Tor, sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, *weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen - u*nd ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der neuen Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn alles mich sinken läßt."
> (Kleist Briefe 1986b: 154)

Kleist empfindet am eigenen Leib die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit eines jedes Menschen. Jedes Leben, mit Heidegger gesprochen, ist von Anfang an ein Leben zum Tode. Für Heidegger bildet der Tod den Gipfel einer existenziellen Einzelerfahrung. Er spricht von dem „jemeinigen Tod“. In der eigenen Vergänglichkeit geht es radikal ganz um sich selbst.

Tatsächlich empfindet auch Kleist eine unerträgliche Einsamkeit angesichts der Vorstellung der eigenen Sterblichkeit. Doch mit einem Mal widerfährt ihm eine unerwartete Hoffnung! Eine Hoffnung, die die radikale Vereinzelung auflöst.

Im Anblick des Bogengewölbes begegnet ihm ein Motiv des Halts. Das Erstaunliche daran: Dieser Halt ist auf paradoxe Weise mit Haltlosigkeit verknüpft. Es ist ein Halt aus Schwäche.

Wie ist das zu verstehen?

Schauen wir uns einmal das Bild eines Gewölbebogens an:

Und Hören wir nun noch einmal, was Kleist dazu denkt:

> „Warum sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, *weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen.“*

Die Tektonik solcher Gewölbe nutzt die Schwerkraft aller einzelnen Steine um sie – nämlich gemeinsam - zu überwinden. Weil - mit Kleist gesprochen – alle Steine stürzen wollen, bleiben sie vor dem Sturz bewahrt. Im Ganzen erzeugt ausgerechnet die Haltlosigkeit jedes einzelnen einen Halt.

Der Torbogen wird zum Sinnbild für eine Solidarität, die aus einer allgemeinen Schwäche füreinander entsteht. Es braucht demnach nicht eine besonders starke Kraft, die uns zu tragen imstande wäre. Ganz im Gegenteil. Keine einzige standhafte Kraft könnte uns tragen; denn als einzelne wäre diese Kraft wie alle anderen auch nur eine Variante jener Schwäche, die letztlich stürzt.
Rilke hat in seinem wunderbaren Gedicht von den fallenden Blättern eine Kraft jenseits des Stürzens ausgemacht. Da heißt es:

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

*Aus: Das Buch der Bilder*

Aber wenn wir hienieden, auf Erden nach etwas suchen, was uns trägt, dann ist da keine Kraft stark genug, weil alle, wie Kleist schreibt, stürzen, weil alle verletzlich, gebrechlich, sterblich sind. Aber gerade weil wir eine grundlegende Schwäche haben, können wir einander tragen, wenn – ja, wenn wir sie füreinander haben.

Was also trägt uns?

Der Mut und die Bereitschaft zur Schwäche füreinander. Diese gegenseitige Schwäche, die den je eigenen Satus außer Kraft setzt, so dass sich die eigene Standfestigkeit beugt und wir uns auf den je Anderen zu-neigen – erzeugt vielleicht ein zugleich tragendes und getragenes *Uns*.

Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit!

Oliver Schultz

(Die Abbildungen von Frau T sind aus dem Buch: Oliver Schultz: Blickwechsel – die Kunst der Demenz. Frankfurt/Main: Faust Edition)